



## **Massenweise Leerverkäufe**

### **Über die Anteile der Geisteswissenschaften an ungedeckten Virtualitäten, aufgeschrieben von einem Muckraker (zu Deutsch: Nestbeschmutzer)**

Als Mitglied einer naturwissenschaftlich-technischen Elite-Universität, bei deren Auszeichnung die Geisteswissenschaften natürlich keinerlei Rolle spielten, bin ich in einen Kontext eingebunden, für den die Parole gilt – sie zierte eine Zeitlang den Audi(!)-Hörsaal der Universität Karlsruhe –: »Science statt Fiction«. Dass das Karlsruher Stadtmarketing einen solchen Spruch aushecken konnte, haben die Geisteswissenschaften sich selbst zuzuschreiben, arbeiten sie doch in Deutschland seit etwa zweihundert Jahren entschieden daran, ihre Ergebnisse zu unverbindlichen Konstruktionen hochzustufen, die keinerlei reale Bezüge (Referenzen) mehr aufweisen: subjektiv-geistige Ausgeburten von Hirnen, die sich deshalb als die Besseren dünken, weil sie von der Wirklichkeit keine Ahnung haben, ja noch nicht einmal ihre eigenen Gedankengänge überprüfen.

Als Beleg zitiere ich ein erfolgreiches Lehrbuch (7. Auflage) über die Epoche des Expressionismus: »In den modernen Naturwissenschaften ist längst zur Selbstverständlichkeit geworden, daß eine >von uns, vom Menschen, unabhängige materielle Wirklichkeit< nicht einfach vorausgesetzt werden darf. Eine >von uns< unabhängige Wirklichkeit läßt sich streng genommen nicht einmal denken, weil die Kategorie der Wirklichkeit durch unsere Erfahrungs- und Denkformen bedingt und die Erkenntnis von Wirklichkeit durch das Beobachterschema des Subjekts vermittelt ist.« (Silvio Vietta / Hans-Georg Kemper, seit 1975) Generationen von Germanistik-Studenten sind damit – bisher unwidersprochen – >belehrt< worden.

Es lohnt, sich diese gedankliche Zumutung auf der Zunge zergehen zu lassen. Eine von uns unabhängige materielle Wirklichkeit gibt es deshalb nicht, weil wir >alles< nur durch unsere subjektive Brille sehen (können), also wir nur das Bild von der Wirklichkeit erhalten, die wir selber >machen<. Freilich können wir das, was ich eben mit anderen Worten umschrieben habe, noch nicht einmal denken, weil eben – ja was eben? – genau dieser Gedankengang undenkbar ist, und dies gilt deshalb, weil

wir die Wirklichkeit nicht denken können. Das stellt zwar eine reine Tautologie dar, die aber dennoch *sagt*, was wir *nicht denken* können, was ja auch heißt, *nicht sagen* können. Wir reden über etwas, was es nicht gibt. Worüber reden wir dann? Und denken das Nicht-Denkbare?

Positiv wird dieser Unsinn in den Geisteswissenschaften verkauft als postmoderner Konstruktivismus, wonach unsere Wirklichkeit, das heißt: Wirklichkeit überhaupt, nur eine mediale bzw. sprachliche Konstruktion, also nur Schein und nicht Sein (um das große Wort zu bemühen) ist. >Abgesichert< wird er, dieser Konstruktivismus – worauf sich auch die >Expressionisten< berufen –, durch die modernen Naturwissenschaften, das heißt genauer: durch die Mikrophysik bzw. Quantenelektronik, die erweisen hat, dass im Mikrokosmos keine Beobachtung mehr möglich ist, ohne dass der Beobachter sie beeinflusst, und damit eine unabhängige Wahrnehmung von Objekten nicht mehr zulässt.

Es handelt sich um die nach Werner Heisenberg benannte »Unschärfe- oder Unbestimmtheitsrelation«, die dieser 1955 als *Das Naturbild der heutigen Physik* (so der Titel des Buchs) neu gedeutet hat und (spätestens) damit dem geisteswissenschaftlichen Konstruktivismus eine solide naturwissenschaftliche Basis zu versprechen schien. Was Heisenberg machte, war, die Verhältnisse im Mikrokosmos mit denen des Makrokosmos (Normalsystem) gleich zu schließen: Der Mensch stehe, weil er bei der Beobachtung das Beobachtete >stört<, in der Natur prinzipiell nur mehr sich selbst und keinem Objekt mehr gegenüber. Heisenberg argumentierte mit der Autorität des erfolgreichen Physikers und schien von daher unangreifbar zu sein. Übersehen wurde jedoch, dass Heisenberg mit dieser Verallgemeinerung nicht mehr Naturwissenschaften betrieb, sondern sich in die Reihe der idealistischen (deutschen) Philosophen stellte.

Sein Denkfehler war, dass er mikrokosmische Sachverhalte, nach denen das einzelne Teilchen nicht mehr erfasst, folglich nur noch das Massenverhalten – mit der dort gültigen Wahrscheinlichkeitsrechnung – beschrieben werden kann, in unser Normalsystem übertrug und auch hier für gültig erklärte. Es gilt aber noch nicht einmal für den Mikrokosmos, dass es dort kein >Objekt< mehr gäbe: Es gibt kein einzelnes (individuelles) Objekt mehr, das >bestimmt< werden könnte, das Verhalten von Massen (hier als >Teilchen< beschrieben) jedoch ist sehr wohl recht genau zu bestimmen. Es gäbe keine Atomkraftwerke (auch keine Atombomben), wenn mikrokosmisch nicht auch – wie im Makrokosmos, für den nach wie vor die klassische Physik gültig ist – Sachverhalte beschrieben würden. Zu erinnern ist auch an die Demoskopie, die die Wahrscheinlichkeitsrechnung (der Mikrophysik) erfolgreich nutzt: Mit wenigen Probanden lässt sich z. B. bei Wahlen das Verhalten von Millionen Wählern >hochrechnen<, und dies schon mit einer relativen Genauigkeit unmittelbar nach Schließung der Wahllokale; freilich, wen der Einzelne gewählt hat, lässt sich damit nicht bestimmen. – In diesem Zusammenhang erinnere ich auch noch an den englischen Autor Michael Frayn, der sehr erfolgreich und auf amüsante Weise in seinem Stück *Kopenhagen* vorgeführt hat, dass Niels Bohr und Werner Heisenberg ihre

eigenen, Epoche machenden, Entdeckungen nicht verstanden haben, was nicht gegen Bohr und Heisenberg spricht, wohl aber gegen ihre philosophischen Gedankengänge; denn ihre Folgen waren in den Geisteswissenschaften fürchterlich.

Etwa seit Friedrich Nietzsches Sprachkritik *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn* (1873), ziemlich sicher seit Hugo von Hofmannsthals *Brief des Lord Chandos* (1902) geistert das Phantom der >Abbildungsfeindlichkeit< durch die Geisteswissenschaften, soll heißen: die Sprache >lügt< (ohne moralischen Sinn) grundsätzlich, >Wahrheit< gibt es nicht, sondern nur sprachliche Bilder, die wir – je nachdem die Sprache >gebaut< ist – selber produzieren, sodass wir (grundsätzlich) in einem sprachlichen Weltbild eingeschlossen sind und nichts >dahinter< oder >darüber< erkennen können. Nietzsche erläuterte diesen weitreichenden Schluss u. a. mit dem impersonalen »es« unserer Sprache: Wenn wir den Vorgang »regnen« bezeichnen wollen, sagen wir »es regnet«. Aber »was« regnet denn? Das sprachliche »es« regnet. Das bedeutet: Wir erfinden ein »Subjekt« bzw. eine »Ursache«, die den Vorgang >hervorbringt<, die es aber außersprachlich gar nicht gibt. Nietzsche ging so weit zu sagen: Solange wir an die Grammatik glauben, kriegen wir Gott nicht los; denn dieser ist sozusagen die >letzte< sprachliche Ursache, die allein durch unsere Grammatik produziert wird.

Einen unfreiwillig komischen Kommentar lieferte die FAZ am 15. Juni 2007, als das aussterbende Wort »Kleinod« zu würdigen war. Eine internationale Jury hatte es im Wettbewerb *Das bedrohte Wort* prämiert. Um zu beweisen, welcher »Verlust droht, wenn ein Wort verloren geht«, druckte die Zeitung das Gedicht *Das Wort* (1928) von Stefan George ab mit der Begründung: Niemand als George habe den Verlust »schöner beschrieben«. Das darf bezweifelt werden; denn Georges Gedicht lässt eine »graue norn«, die Hüterin der Sprache, einen »born«, die Sprache selbst, bewachen und darüber entscheiden, ob die »Wunder von ferne oder traum«, die das lyrische Ich heranschleppt, in die Sprache eingehen oder nicht. Das gelingt immer mal wieder, aber für das »kleinod reich und zart« findet die Norne kein Wort, womit »es meiner hand entrann / Und nie mein land den schatz gewann...«. Das Fazit lautet: »Kein ding sei wo das wort gebricht«; was ja umgekehrt heißt: »alles ist wo das wort verbricht« (eine solide Basis für Propaganda und ihre Folgen, z. B. im Nationalsozialismus). Bereits die Vorstellung, dass es nichts gibt, was nicht Wort geworden ist, bedeutet angesichts der alltäglichen Gewalttaten, die wortlos über die Opfer hereinbrechen, eine gedankliche Zumutung.

Aber grundsätzliche Zweifel an der sprachlichen Kompetenz sowohl des Dichters als auch der (Legionen bildenden) zustimmenden Interpreten solcher Gedankengebilde schürt die logische Verrenkung, die folgendermaßen >argumentiert<: Das Gedicht hat für das Kleinod längst ein Wort gefunden, das »Kleinod« selbst nämlich, das es benötigt, um überhaupt von >etwas<, das es nicht gibt, sprechen zu können, um es dann wieder zu >verabschieden<, weil die >norn< für das >ding< kein Wort findet, obwohl das lyrische Ich ihm längst ein Wort gegeben hat (ein *circulus vitiosus*). Dabei hat George, als er dem Gedicht den Titel *Das Wort* gab, noch überse-

hen, dass er mit »schatz« dem »kleinod« auch noch ein Synonym zugesellt hat, also in der Benennung dessen, was nicht ist, sprachlich ziemlich geschwätzig ist und den eigenen Titel verfehlt, der nur von einem Wort spricht. Im Fall von »Kleinod« jedenfalls wird Georges Gedicht ungewollt zum unschönen Beweis der Austreibung eben dieses erlesenen Worts aus der Sprache; denn die geneigte Leserin wird ja am Schluss des Gedichts dazu angehalten, das Wort zu vergessen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der zuständige FAZ-Redakteur je an solche Zusammenhänge gedacht haben könnte, und George schon gar nicht, denn ihm reichte seine Kunstwelt fürs eigene Leben.

Natürlich wissen wir aus der Linguistik längst, dass die sprachlichen Zeichen >arbiträr<, das heißt zufällig, sind, also sprachlichen Konventionen folgen und die >Dinge selbst< nicht erfassen. Daraus zu schließen, dass wir sprachlich nur unsere eigenen Fiktionen produzierten und sie dann auch noch mit >der< Wirklichkeit verwechselten, ist jedoch unredlich. Normalsprachlich tun wir tagtäglich so, als ob es direkte Verbindungen zwischen Zeichen und Bezeichnetem gäbe, weil sonst eine rasche Kommunikation überhaupt nicht möglich wäre, ganz abgesehen davon, dass wir meistens ziemlichen Unsinn reden – würden wir unsere Sätze linguistisch analysieren –, uns dennoch aber durchaus prächtig mit unserer unzureichenden Sprache verständigen können. Allein so banale Sätze, die jetzt angesichts des Winters wieder tagtäglich inflationär formuliert werden, wie »Zieh dich warm an«, sagen ziemlichen Unsinn. Wie soll ich mich denn warm anziehen? Gibt es warme Sachen? Das sind ja alles solche Schrullen wie die des Herrn Friedrich Wilhelm Marcus, des späteren Compagnons von Thomas Buddenbrook, der seinen Spazierstock im Winter sorgfältig am Ofen wärmt, um es draußen mit ihm warm zu haben.

Es war Georg Friedrich Wilhelm Hegel mit seiner *Phänomenologie des Geistes* (1807), der lange vor den gepriesenen Sprachkritikern, darauf aufmerksam gemacht hat, dass die Sprache und ihre Worte >abstrakt< bzw. defizitär sind und das, was wir mit ihnen zu sagen meinen, gar nicht sagen (können). Den Satz »Zieh dich warm an« versteht jeder, der Deutsch beherrscht, weil er ihm gedanklich entnimmt, was er *meint*, nicht aber, was er *sagt*. Das Heer von Metaphern, Metonymien etc., die Nietzsche in seiner genannten Schrift bemüht, um zu beweisen, dass sie nichts bezeichnen (als sich selbst), ist gerade das entscheidende Charakteristikum von Sprache, das dazu verführen sollte, ihr, der Sprache, nur dann zu trauen, wenn wir das, was sie sagt, mit der Wirklichkeit konfrontieren und an dieser überprüfen. Zu überprüfen ist nämlich, ob die Sprache uns eine Gedankenwelt alias Virtualitäten bzw. Leerformeln vorgaukelt oder ob sie sich auf Wirklichkeiten bezieht, die durch weitere, außersprachliche Mittel überprüfbar und dadurch womöglich auch begreifbar sowie handhabbar werden. – Goethe hat dies bereits im *Vorwort* seiner *Farbenlehre* unmissverständlich formuliert, dass nämlich jeder Text nur dann gültig sein kann, wenn er an realer Erfahrung gemessen wird. Er wählte zum Vergleich einen Theatertext: »Denn wie jedes Theaterstück eigentlich kaum zur Hälfte zu Papier gebracht werden

kann, vielleicht der größere Teil desselben dem Glanz der Bühne, der Persönlichkeit des Schauspielers, der Kraft seiner Stimme, der Eigentümlichkeit seiner Bewegungen, ja dem Geiste und der guten Laune des Zuschauers anheimgegeben bleibt, so ist es doch viel mehr der Fall bei einem Buche, das von natürlichen Erscheinungen handelt. Wenn es genossen, wenn es genutzt werden soll, so muß dem Leser die Natur entweder wirklich oder in lebhafter Phantasie gegenwärtig sein.«

Das Gefährliche ist: Unsere, uns eine immer virtuellere Welt vorführenden Medien gewöhnen uns daran, nicht mehr nach den realen Referenzen dessen, was sie zeigen, zu suchen, sondern nur noch den Vermittlungsinstanzen zu folgen, die sie uns präsentieren. Die Logistik wird wichtiger als das, womit sie handelt. Die Reklame versteckt ihre Produkte, weil sie so Begehrlichkeiten nach ihnen wecken kann, die sie selber gar nicht einlösen können (und sollen). Und so ist es auch kein Wunder, dass niemand mehr danach fragt, nachdem wir uns daran gewöhnt haben, nicht nur (erfolgreiche) Konsumenten zu sein, sondern auch Mitbesitzer von Produktionsmitteln (durch Fonds, Aktien etc.), ob der Wert, den wir und unsere Vermittler ihnen gegeben haben, auch noch Grund und Boden in der Wirklichkeit hat.

Die Geisteswissenschaften jedenfalls haben entschieden daran mitgewirkt, dass wir – spätestens seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – den Boden unter den Füßen verloren haben, weil sie ihre Ideen und Ideale für wichtiger hielten als die gesellschaftlichen Zustände, die sie überhaupt erst zuließen. Die Geschichte (die wir übrigens immer noch selber machen) hat uns u. a. mit zwei Weltkriegen und jetzt endlich mit einem globalen Kapitalismus bestraft, der angetreten ist, zugunsten von Profiten, die im Grunde mit >nichts< gemacht werden, den Erdball auszuplündern, bis er nicht mehr bewohnbar ist. Da die Ressourcen weitgehend ausgepowert sind, kommt schon jetzt jede Hilfe zu spät. Also: nach uns die Sintflut!